

Den Weg der Inkulturation weitergehen

Ein Interview mit Bischof Erwin Kräutler über Mission heute

Erwin Kräutler, geboren 1939 in Koblach, Voralberg, Theologiestudium von 1959-65 in Salzburg, ist seit 1981 Bischof von Xingu, der flächenmäßig größten Diözese Brasiliens. Von 1983-91 war er Vorsitzender des Indiandermissionsrates der Brasilianischen Bischofskonferenz. Seit 1995 ist er in der bischöflichen Pastorkommission verantwortlich für die „Missionarische Dimension“ der Kirche.

In Kürze beginnt das Jubiläum der Entdeckung Brasiliens vor 500 Jahren. Was gibt es aus Ihrer Sicht zu feiern?

Bitte, das Wort „Entdeckung“ ist recht europäisch. Die Europäer haben nicht gewußt, daß zwischen den alten Kontinenten Europa und Asien ein weiterer großer Kontinent liegt. Die Europäer haben für sich etwas entdeckt. Dort lebten ja Millionen und Millionen Menschen, die von den Europäern „entdeckt“ wurden. Aber eigentlich war es eine Invasion, als Pedro Álvares Cabral 1500 in Brasilien gelandet ist. Es ist sehr interessant, wenn man Brasilien heute noch anschaut, dann liegen die meisten großen Städte an der Küste. Warum? Man ist in dieses Land gekommen, um etwas zu holen. Es ging nicht darum, in diesem Land sesshaft zu werden, sondern es auszubeuten. Es begann zunächst mit dem Brasilholz, das dem Land den Namen gab. Dann wurden die Edelhölzer mitgenommen, die Edelmetalle, Zucker und Kakao. Ende letzten Jahrhunderts kam noch der Kautschuk-Gummi hinzu. Es war immer dasselbe: Man hat etwas geholt. Also frage ich mich, was können wir feiern? Daß jemand gekommen ist, um das Land – sagen wir es kraß – zu berauben? Da gibt es natürlich aus meiner Sicht nichts zu feiern.

Was wir wirklich feiern können ist, daß trotz aller Wechselfälle der Geschichte und trotz aller Ungerechtigkeiten, die diesen Völkern angetan wurden, dennoch das Evangelium in diesen Kontinent gekommen ist – wenn auch über einige Ecken. Ich will absolut keine Steine auf die Missionare der Vergangenheit werfen. Persönlich sind sie heroisch gewesen, haben, subjektiv gesehen, heldenhaften Einsatz geleistet. Andererseits muß man auch den Mut haben zu sagen, daß damals noch nicht dieses Gefühl vorhanden war, daß man auf kulturelle Ausdrucksformen anderer Völker Rücksicht nehmen muß. Man hat ihnen praktisch das Christentum aufkrotyiert.

Es war der Ostersonntag des Jahres 1500, als der Seefahrer Pedro Álvares Cabral das Land für die portugiesische Krone in Besitz nahm und zum ersten Mal das Kreuz aufrichtete. Zu den Feierlichkeiten wird nun dieses einstige Missionskreuz wieder von Portugal nach Brasilien gebracht. Weckt das Erinnerungen?

Ich habe da ganz gemischte Gefühle. Ich würde es nicht einmal als Missionskreuz bezeichnen. Als die Portugiesen hier ankamen, wurde zunächst das Land „Insel des wahren Kreuzes“ genannt. Dann haben sie erfahren, daß es sich nicht um eine Insel handelt, sondern um einen Kontinent, und dann hieß es „Terra da santa cruz“ – also „Land des Heiligen Kreuzes“. Das Ganze stößt natürlich auf große Widersprüche. Ganz besonders werden sich die indigenen Völker vor den Kopf gestoßen fühlen. Sie sind eigentlich erobert worden und man hat ihnen tatsächlich die neue Religion aufgezwungen. Viele haben damit ihre Identität verloren.

In unserem zu Ende gehenden Jahrtausend müssen wir den Mut haben, geschichtliche Fehler und Fehlhaltungen einzugestehen. Wir sind auf diese Leute nicht so eingegangen, wie das aus heutiger Sicht notwendig gewesen wäre. M.E. müssen wir die Urkulturen, die Kulturen der indigenen Völker herausstreichen und zeigen, was sie können. Es geht um ein Miteinander-Sein. Wir können voneinander lernen, uns gegenseitig in einer recht friedlichen Gemeinschaft zu respektieren.

Es soll nicht ein Jahr des Feierns werden, sondern wie 1992 ein „Bedenkjahr“, ganz auf Brasilien abgestimmt. Ich möchte da keine Extreme, daß wir samt und sonders das Christentum verdammen. Das ist ein kompletter Unsinn. Das Rad der Geschichte kann nicht mehr zurückgedreht werden. Man soll auch das Positive nicht vergessen, das mit dem Evangelium in dieses Land gekommen ist; und da gibt es vieles zu erzählen.

Wenn Sie von Fehlern sprechen, so trifft das in erster Linie die Missionsarbeit der Kirche bei den indigenen Völkern. Wie sehen Sie heute Ihre Mission unter der Urbevölkerung am Xingu und die der katholischen Kirche gegenüber den noch rund 200 indigenen Völkern in Brasilien?

Die Herausforderung an die Kirche ist zunächst einmal, daß wir historisch getreu aufzeigen, was tatsächlich passiert ist. Daß wir den Mut haben, Fehler einzugestehen, aber jetzt nicht über vergangene Jahrhunderte weinen und die Arme verschränken: Na gut, das war einmal so, das sind die Wechselfälle der Geschichte. So einfach geht das nicht. Wir müssen einen Schritt weitergehen und als Kirche ganz bewußt sagen: Wir stehen auf eurer Seite. Und wir möchten mit allem Respekt und mit liebendem Einfühlungsvermögen eure kulturellen Ausdrucksformen sehen, kennenlernen und berücksichtigen. Selbst wenn viele Indio-völker heute schon christlich sind, heißt das noch lange nicht, daß sie auch das Recht haben, auf ihre Art und Weise ihren christlichen Glauben zu leben und zu feiern, daß also ihre kulturellen Ausdrucksweisen berücksichtigt werden.

Auch in der Inkulturation müssen wir weitergehen. Sie setzt voraus, daß wir die indigenen Kulturen liebend – liebend! – kennen und verstehen. Daß wir nicht wieder in das alte Übel zurückfallen, und sagen, sie sind kulturell primi-

tiv. Das ist die größte Sünde gewesen. Wir haben uns als viel fortschrittlicher angesehen – als Kulturträger –, und die abendländische Kultur als das „Non-plus-ultra“. Den Ureinwohnern aber hat man jedes kulturelle Empfinden oder jede kulturelle Ausdrucksform abgesprochen. Das war Aberglaube und Teufelskult, und man wollte diese Ausdrucksformen ausmerzen.

Nach der lateinamerikanischen Bischofsversammlung von Santo Domingo im Jahr 1992 sind wir heute Gott sei Dank so weit, daß wir das kulturelle Anders-Sein dieser Völker respektieren. Wir sprechen von der „katholischen“ Kirche, das heißt „weltumfassend“. Ich sage immer, das soll nicht geographisch verstanden werden sondern kulturell. Die Frohe Botschaft darf nicht zur Aufgabe der kulturellen Identität führen. Vielmehr können das Evangelium und die Werte des Evangeliums eine Kultur sogar bereichern.

Dabei gehe ich vom Zweiten Vatikanischen Konzil aus. Im Missionsdekret ist vom Auftrag der Kirche die Rede, die Liebe Gottes allen Menschen zu verkünden und zu vermitteln (AG 5). Wir wollen ja nichts anderes als die Liebe Gottes, dieses väterlich-mütterlich guten Gottes, an den wir glauben, allen Menschen vermitteln. Von diesem ganz anderen Ansatz kann man sagen: Es sind Fehler passiert, aber heute wollen wir für euch und mit euch da sein.

Die erste Verkündigung erfolgt nicht verbal, sondern, wie ich es nenne, existentiell: daß ich da bin. Bevor Jesus seine wunderbaren Predigten, die Bergpredigt beispielsweise, und Gleichnisse erzählt hat, ist er Mensch geworden in einem ganz bestimmten Kulturraum; geboren in einem bestimmten Volk und in einem geschichtlichen Umfeld aufgewachsen. Das darf man nicht vergessen. Zunächst ist er Mensch geworden, hat sein Zelt unter uns aufgeschlagen, wie es im Johannesevangelium (Joh 1) heißt. Das bedeutet, wenn ich das Zelt aufschlage, dann bin ich einer von den Menschen, die um mich herum leben. Ich bin nicht abgehoben. Ich gehöre zu ihnen. So denke ich, muß auch der Zugang zu einem indigenen Volk als Inkarnation in ein Volk geschehen. Das ist eine existentielle Verkündigung: Da-Sein und Mit-Sein. Man kann das vielleicht auch mit dem Matthäusevangelium verstehen. Der Gottessohn wird verkündet als „Immanuel“ – ein Gott mit uns –, und sein Name ist Jesus, das heißt übersetzt: Gott rettet, Gott befreit. Also ein Gott, der mit uns geht, und das in einer befreienden Dimension. Gott befreit uns aus allen Formen der Sklaverei und hilft uns, menschlicher zu werden, weil wir Kinder Gottes sind. Dieser Ansatz bedeutet: Wir möchten nicht eine Kultur zusammenschlagen, wie das früher geschehen ist, sondern die Kultur ist offen für neue Impulse. Das Evangelium wird nicht aufoktroziert, wie das früher der Fall war, sondern es ist ein Angebot.

Das ist mit Sicherheit nicht mehr jene Vorstellung von „Mission“, mit der Sie 1965 von Salzburg nach Brasilien aufgebrochen sind.

Natürlich! Das war gerade die Zeit, als es in unserer Kirche zu großen Aufbrüchen gekommen ist. Ich habe an der Fakultät in Salzburg schon die ersten Erfahrungen, die ersten Rosinen des Konzils mitbekommen. Ich weiß genau wie das erste Dokument, die Liturgiekonstitution, behandelt wurde. Aber als man wegging, hat man immer noch das alte Missionsverständnis gehabt: „Geht hinaus“ und „Wir verkündigen ...“

... und „tauft möglichst viele“. Haben Sie Aufzeichnung darüber geführt, wieviele Menschen Sie eigentlich getauft haben?

Sie können in den Matrikeln nachschauen, wieviele es waren. Persönlich führe ich darüber nicht Buch. Ich schreibe jedoch seit meiner Ankunft 1965 bis heute immer auf, wo ich Gottesdienst gefeiert habe und was in dieser Gemeinde passiert ist. Ich kann also sagen, wo ich am 19. März 1967 war. Ich notiere, was mir auffällt und was mich selbst beglückt. Oder wo ich bettelarm bin und meine Ohnmacht spüre.

Aber zurück zu Ihrem Stichwort „möglichst viele taufen“. Ich möchte dazu ein kleines Beispiel erzählen. Ich kann mich gut erinnern, es war 1967. Da habe ich an einem Tag 104 Kinder getauft. Mein Bischof war ganz begeistert, daß es so viele waren. Aber ich habe eigentlich damals, das darf ich so sagen, beinahe einen Frust davongetragen. Weil ich mir gedacht habe, die Leute kommen aus dem Busch und gehen in den Busch zurück. Und wie geht es weiter? Wo ist die christliche Gemeinde? Bis zum nächsten Mal sind sie weg. Das hat sich geändert.

1968, im Anschluß an Medellín, kam wirklich ein neues Pfingsten über Lateinamerika. Das ist herrlich gewesen, wie die kleinen Gemeinden in allen Ecken und Enden unserer Diözese – ja in ganz Lateinamerika – wie Pilze aus dem Boden geschossen sind und heute noch existieren. Also, da hat man empfunden, daß die Kirche eine Gemeinschaft ist; doch das kam erst so langsam. Früher verstanden wir die Seelsorge mehr oder weniger als Dienst am Kunden: Man hat getauft, der Bischof hat gefirmt, man hat zelebriert, die Beichten gehört und Hochzeitspaare gesegnet. Das war unsere Aufgabe. Mit Medellín – es war ja der Versuch, das Zweite Vatikanum zu lateinamerikanisieren – kam die große Wende. Damit war auch der Standortwechsel verbunden, so daß viele Bischöfe, Ordensgemeinschaften und Priester diese alte und unheilige Allianz mit den wirtschaftlich und politisch Mächtigen tatsächlich gebrochen haben und die vorrangige Option für die Armen zum Tragen gekommen ist.

In den vergangenen Wochen ist Brasilien nicht aus den Schlagzeilen gekommen: Börseneinbrüche, Kursverluste, steigende Inflation und drohende Zahlungsunfähigkeit. Wie kommt heute, angesichts dieser politischen und wirtschaftlichen Situation, die Option für die Armen zum Tragen?

Erst bei der letzten Sitzung der Pastoralkommission der Brasilianischen Bischofskonferenz am 25. Februar dieses Jahres haben wir ganz unmißverständlich gesagt, was wir uns vorstellen. Wir sind gegen eine Wirtschaftspolitik, die nicht den Menschen und die Gemeinschaft in den Mittelpunkt stellt. Wir leiden darunter und sagen das auch lautstark, daß da ein großes Mißverständnis vorliegt. Denn im Mittelpunkt steht die freie Marktwirtschaft. Und der Mensch und die Gemeinschaft sind ihr untergeordnet. Die Folge davon ist, daß der Kuchen so ungerecht verteilt wird. Brasilien ist ein sehr reiches Land und hätte die Möglichkeit, alle seine Kinder zu ernähren. Warum passiert es, daß es 50 Millionen relativ gut, 110 Millionen Menschen aber schlecht geht? Und von diesen 110 Millionen zwischen 30 und 40 Millionen im absoluten Elend sitzen? Das ist ein Wahnsinn!

Dieses System, von Menschen geschaffen, soll auch von Menschen dahingehend geändert werden, daß alle am Festmahl des Lebens teilnehmen können. Wir sind keine Finanztechniker und das kann man von der Kirche auch nicht verlangen; auch nicht, daß ein Bischof sagt, in diese Richtung muß es gehen. Wenn Menschen an den Rand gedrückt werden, wenn man sogar das Wort von der „massa sobrando“ – der „überflüssigen Masse“ – verwendet, die zu nichts taugt und nichts wert ist, die einfach nicht einmal mehr existieren soll, dann sind das die Auswüchse eines teuflischen Systems. Und da verlangen wir von den politisch Verantwortlichen und den wirtschaftlich Mächtigen, daß neue Zeichen gesetzt werden; daß ein Weg eingeschlagen wird, der allen Brasilianerinnen und Brasilianern die Möglichkeit gibt, menschenwürdig überleben zu können. Das ist unser Auftrag.

Gerade im Zusammenhang mit der Geldentwertung stellt sich wieder die Schlüsselfrage. Wer bezahlt die Zeche? Natürlich sind es wieder die Armen. Nur ein ganz kleines Beispiel: Brasilien importiert Reis, obwohl das Land so reich an Ackerbauflächen ist. Aber diese werden verwendet, um beispielsweise Sojabohnen für den Export anzubauen. Bis vor wenigen Wochen kostete ein Dollar 1,05 bis 1,1 Real. Jetzt zahlt man 1,85 bis 1,9. Sie können sich vorstellen, was das für den importierten Reis bedeutet, der in Dollar bezahlt werden muß. Die Armen müssen den Bauchgurt um ihren ohnehin schon mageren, hageren Körper noch einmal enger schließen.

Wenn jemand sagt, das sind Sachzwänge, also die freie Marktwirtschaft ist eine unumstrittene Größe, die kann nicht hinterfragt werden, das gehört einfach dazu, das wird sich einpendeln, dann werde ich diese Männer und Frauen einfach bitten, einmal die ganze Situation vor Ort zu erleben und an die Basis zu gehen, um die Folgen dieser Sachzwänge mitanzusehen. Ich kann mir absolut nicht vorstellen, daß die Art und Weise dieses Wirtschaftskonzepts eine unumstrittene, unabänderliche, unhinterfragbare Größe ist. Ich vergleiche das mit der griechischen Tragödie. Da kam die unabwendbare Schicksalsgottheit „Ananke“ einfach auf den Menschen zu. Niemand konnte sich ihr entziehen:

Punkt, Schluß, Amen. Ich meine, so geht das doch wirklich nicht. Wenn Menschen diese Strukturen geschaffen haben, die sogar kurzfristig, ganz sicher aber mittelfristig für ein ganzes Land zum Unheil werden, dann sind die in Politik und Wirtschaft Verantwortlichen aufgefordert, hier nach dem Rechten zu sehen.

Bei der Amerika-Synode im November 1997 haben Sie als einziger Bischof Amazoniens teilgenommen. Kurz zuvor haben Sie in einem Interview gesagt: „Die Menschen sind stolz, daß ihr Bischof nach Rom fahren darf. Aber sie werden mich auch fragen, wie ich sie vertreten habe.“ Wie war es, dem Volk Gottes am Xingu Rechenschaft über die Amerika-Synode in Rom abgeben zu müssen?

Natürlich, überall habe ich davon berichtet, und mein Beitrag in der Synoden-aula wurde in allen Zeitungen abgedruckt. Eigentlich bin ich sogar selbst erschrocken, weil das wie ein Blitz eingeschlagen hat. Ich habe über die Situation in Amazonien gesprochen. Als Konsequenz, und das darf ich vielleicht auch sagen, ist im postsynodalen Schreiben „Die Kirche in Amerika“, das der Papst im Jänner dieses Jahres in Mexiko vorgestellt hat, unter der Nummer 25 beinahe wortwörtlich der von mir eingebrachte Textvorschlag wiedergegeben.

Das heißt, in Rom wurde die Stimme der eingeborenen Völker Amazoniens doch gehört?

Genau so, wie ich angefangen habe: „Und Gott sah, daß es gut war“. Was aber haben wir aus dieser Schöpfung gemacht, aus Amazonien, diesem Geschenk, das Gott der ganzen Menschheit gemacht hat. Die Plünderung und unendlich großen Brandrodungen, alles ist wortwörtlich enthalten. Die Situation Amazoniens wird schwarz auf weiß wiedergegeben. Und es heißt auch, daß es so nicht weitergehen kann. Das steht zum ersten Mal in einem päpstlichen Dokument. Über die Indios, die eingeborenen Völker wird auch gesprochen. Für mich allerdings zu wenig, man hätte da noch viel mehr sagen können. Aber daß die Kirche den Auftrag hat, auch für die Bewahrung der Schöpfung einzutreten, das kam zum Tragen.

„Ich höre mich heißer, wenn ich zu den Menschen komme.“ Mit diesen Worten beschreiben Sie eine Ihrer Aufgaben bei den Reisen quer durch die flächenmäßig größte Diözese Brasiliens. In den vergangenen Jahren sind sie ja nicht nur in Brasilien, sondern auch in Europa ein „Wandermissionar“. Welcher Glaube, welche Hoffnungen und Leiden begegnen Ihnen hier in Europa?

Gestern Abend war in Wien ein Gesprächsabend mit Bischof Krätzl und mir. Wir haben hineingehört, was die Menschen so hören und was sie wissen wollen. Da habe ich gespürt, daß unsere Leute eine geschwisterliche Kirche wol-

len. Das Wort „geschwisterlich“ sagt eigentlich alles. Denn Geschwister können auch streiten, aber sie sind Geschwister und hören nicht auf, Geschwister zu sein.

Ich möchte die Leute ermutigen. Es gibt *so viel Gutes* in Österreich! Ich sehe das immer wieder und höre das auch, daß Menschen sich verwenden, auch für die sogenannte „Dritte Welt“. Es wird so viel grenzüberschreitende Solidarität gelebt, die man doch bei Gott nicht vergessen soll. Man sollte nicht immer nur diese Querelen, diese innerkirchlichen oder was immer sie seien, in den Vordergrund stellen, sondern auch einmal sagen, was die Österreicherinnen und Österreicher wirklich tun. Da geschieht ja unendlich viel! Österreich ist ein Land, das beispielhaft im Konzert der Völker wirkt. Ich möchte nicht nur von den kirchlichen Organisationen sprechen. Es ist so viel Solidarität da! Und das ist doch, glaube ich, wirklich ein christliches Element. Ich bringe das immer in Zusammenhang mit dem wunderbaren Gleichnis vom „barmherzigen Samariter“. Die Leute spüren einfach, daß es einzelne Menschen gibt, oft sind es ganze Völker, die halb tot am Wegesrand liegen. Wie oft wird mir da die Frage gestellt: Was können wir tun? Und das ist für mich doch viel wichtiger als alles andere.

Läuft das nicht auf einen „Glauben light“ hinaus, wie er in jüngster Zeit in Europa von vielen kritisiert wird? Wo selbst Bischöfe davon sprechen, daß in Zukunft die Herde kleiner wird, dafür aber reiner?

Aber man kann ja keinem Menschen verbieten, daß er zu dieser Kirche gehört. In der Kirche gab es durch alle Jahrhunderte hindurch verschiedene Auffassungen, und die wird es immer geben. Das ist ja auch das Schöne, daß die Kirche nicht wie eine Kaserne ist, wo alle uniformiert sind. Man kann diesbezüglich die Apostelgeschichte ansehen. Petrus hat eine bestimmte Meinung vertreten, und Paulus hat ihm ins Angesicht widerstanden. So schreibt es Paulus selbst im Brief an die Galater. Das ist ja nichts Neues, daß verschiedene Strömungen, Theologien und Auffassungen da sind. Es geht nicht um eine Uniformität, sondern um die pfingstliche Einheit: Alle verstanden das Evangelium in ihrer eigenen Muttersprache. Dabei geht es nicht nur um die Sprache als Sprache, sondern es geht um die verschiedenen Kulturen und Auffassungen. Wir müssen uns darüber klar werden, daß alle Menschen, die sich Christen nennen, das Recht haben, ihre Meinung zu äußern. Denn es geht ja wirklich nicht um Glaubenssätze. Keinem Menschen wird es doch in den Sinn kommen, als Christ zu sagen, zur heiligsten Dreifaltigkeit gehört jetzt der hl. Antonius auch noch dazu – um es ganz salopp auszudrücken.

Worum geht es bei diesen Auseinandersetzungen? Es geht um pastorale Linien und Prioritäten. Wie gehen wir den Weg? Wie soll unsere pastorale Aktion ausgerichtet sein? Wie verkünden wir das Evangelium in unserer Zeit? Ich möchte einfach nur wissen, was die Menschen denken. Wie komme ich an

diese Menschen am Ende dieses Jahrhunderts mit dem Blick auf das nächste Jahrtausend heran? Welche Botschaft kann ich ihnen bringen? Wie kann ich ihnen die Liebe Gottes verkünden und vermitteln? Wie kann ich dem Ruf des Mazedoniers nachkommen, den Paulus in der Nacht in Troas gehört hat: „Komm herüber und hilf uns!“ Die Leute schreien auch heute nach Hilfe. Jeder Mensch will ein sinnhaftes Leben, und die Frage ist, wie wir als Kirche den Leuten helfen können, auf die Sinnfrage eine Antwort zu finden. Und da gibt es eben verschiedene Wege. Es geht nicht um die sprachliche und kulturelle Verwirrung von Babel, sondern um die pfingstliche Einheit in der Verschiedenheit.

Sie sind auf Einladung der christlichen Menschenrechtsorganisation CSI in Österreich. Bilder von Ihnen sind um die Welt gegangen, als Sie 1983 bei einer Demonstration von Zuckerrohrarbeitern von der Militärpolizei verknüppelt wurden. Und in den vergangenen zwölf Jahren sind zwei ihrer engsten Mitarbeiter ums Leben gekommen. Ein italienischer Priester 1987 bei einem inszenierten Verkehrsunfall, bei dem Sie selbst am Beifahrersitz nur knapp dem Tod entronnen sind. Und der Vorarlberger Bruder Hubert Mattle, der 1996 in Ihrem Haus in Altamira ermordet wurde. Ist die missionarische Kirche auch heute eine verfolgte Kirche?

Wenn es früher um das Martyrium gegangen ist, so wurde gesagt, die Christen sind um des Glaubens willen gestorben. Unter Nero und Diokletian, in den ersten Jahrhunderten, sind die Christenverfolgungen eindeutig: Wenn jemand sich als Christ bekannt hat, ist er das Risiko eingegangen, sein Leben zu verlieren. Natürlich gab es auch damals politische Hintergründe, das läßt sich nicht auseinanderdividieren. Diese Art der Verfolgung gibt es noch heute in verschiedenen Ländern. Die Blasphemiegesetze in Pakistan sind ja eindeutig. Wo Bischof John Joseph von Faisalabad zu diesem extremen Akt kommt, sich selbst hinzugeben. Sein Nachfolger drückte es so aus: „Es war der letzte verzweifelte Schrei gegenüber ungerechten Gesetzen.“ John Joseph hat nicht mit seinen Worten und seinem Mund gesprochen, sondern er hat sein Blut vergossen. Das sind ganz andere Situationen, die wir hier in Europa nicht mehr kennen.

Aber es gibt auch eine andere Art des Martyriums: Menschen opfern ihr Leben um der Gerechtigkeit willen. Also verfolgt werden, um der Gerechtigkeit willen, wie Jesus das ja auch in der achten Seligpreisung ausgedrückt hat. Natürlich kann man Gerechtigkeit theologisch vertiefen. Ich spreche aber von einer Gerechtigkeit, wie es der Wille Gottes ist – und ich zitiere hier den Papst: Daß alle Menschen „am Festmahl des Lebens teilnehmen können“. Wenn sich jemand für die Ausgeschlossenen und an den Rand Gedrängten – also für die „massa sobrante“ – einsetzt, dann geht er natürlich ein Risiko ein, weil er gegen die Interessen der wirtschaftlich und politisch Mächtigen ist. Das

kann gefährlich werden. Nicht, weil man das provozieren würde, sondern weil es die Konsequenz ist. In Brasilien heißt es: „Man kann nicht Gott und dem Teufel eine Kerze anzünden.“ Wenn ich mich für etwas einsetze, zugunsten eines indigenen Volkes oder einer Gesellschaftsgruppe, dann gehe ich das Risiko ein, dem anderen ein Dorn im Auge zu sein. Und es kann zur Verfolgung kommen.

In Brasilien und in ganz Lateinamerika haben in den letzten Jahrzehnten unzählige Menschen ihr Leben aus diesem Grund hingegeben. Ich denke an Bischof Oscar Arnulfo Romero in El Salvador; an den vor einem Jahr in Guatemala ermordeten Bischof Juan Gerardi. Er war so etwas wie ein lebendiges Archiv, und darum mußte er weg. Oder in Brasilien: Ich könnte sehr viele Namen aufzählen, wo Frauen und Männer, Priester, Ordensleute oder Laien getötet wurden, weil sie sich für die Armen eingesetzt haben. Und das ist auch eine Art von Christenverfolgung, nicht in dem Sinne, wie es in Pakistan der Fall ist oder wie es zur Zeit der römischen Kaiser der Fall war, sondern es ist eine Verfolgung, die mit der achten Seligpreisung zu tun hat.

Das Interview mit Bischof Erwin Kräutler führte am 19. März 1999 Mag. Walter Achleitner, Redakteur in der Gemeinschaftsredaktion der westösterreichischen Kirchenzeitungen.